**Zeitschrift:** Appenzeller Kalender

**Band:** 189 (1910)

**Artikel:** Die ältesten bis jetzt nachgewiesenen menschlichen Skelettreste

Autor: Reinhardt, Ludwig

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-374431

## Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

## **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

## Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF: 22.10.2025** 

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

## Die ältesten bis jeht nachgewiesenen menschlichen Skelettreste.

Bon Dr. Ludwig Reinhardt.

Ein Fund von ganz außerordentlicher Bedeutung ist kürzlich einem seit vier Jahren in Südwestfrankreich, in der Dordogne, mit bestem Ersolge an den disher besannten und an einigen neuen von ihm entdeckten paläolithischen, d. h. der älteren Steinzeit angehörenden Fundplätzen außegrabenden Schweizer Archäologen, Herrn Otto Hauser, geglückt, von dem im Folgenden furz die Rede sein soll. Er gelang auf einer der klassischen Fundstellen des altevorgeschichtlichen Menschen im oberen Tale der Vezere, in Le Moustier, wo das in eine Hochebene eingeschnit

tene Tal sich versweigt und die stelslenweise feuersteinsreichen Kreidefalse eine jähe, von einigen Höhlen, die aber keinerlei Kulturübersreste des vorgeschichtslichen Menschen bersgen, durchzogene Wand bilden.

Hier haben schon zu Ende der Fünfsigerjahre des vorisgenJahrhundertsdie Pioniere der prähisstorischen Forschung, Lartet u. Christy, auf der untersten Stuse jenes Steilabsturzes unter einem

Felsenvorsprung eine an Kulturresten reiche Schicht mit the pischen Werkzeugen

aus Feuerstein ausgebeutet, nach der in der Folge die Rulturftufe des um die Wende der vorletzten, überaus lange dauernden und überhaupt ftärkften von allen Eiszeiten und der erften Sälfte, der sogenannten Waldphase der letzten Zwischen= eiszeit lebenden Eiszeitjägers durch den französischen Forscher Gabriel de Mortillet als Moustérien bezeichnet wurde. In der Folge erwies es sich durch mehrere vollskommen sichergestellte Funde, indem die Knochenreste in ungestörten Schichten mit Feuersteinwertzeugen des Mous sterien gefunden wurden, daß der Träger diefer Kulturstufe der Neandertalmensch war, so genannt nach den spärlichen im Jahre 1856 durch Dr. Fuhlrott in Elberfeld für die Wissenschaft geretteten Knochenresten aus dem Neandertal bei Düffeldorf, wo sie beim Sprengen der dort zu Bauzwecken gewonnenen Devonkalke aus einer mit Lehm ausgefüllten großen Spalte mit ebenfalls darein geschwemmten Anochen längst ausgestorbener Eiszeittiere herausgeschafft worden waren. War auch bei diesem Funde ein Zweifel über das hohe Alter möglich, so lehrten verschiedene bald darauf in Belgien, Frankreich, Mähren und zuletzt in Kroatien gemachte Skelettfunde, besonders von Schädeldecken und Teilen des Kiefers als den widerstands=

fähigsten Kartien am Menschen, die körperlichen Merkmale dieser Menschenrasse genauer kennen und dadurch die anastomische Stellung zu den heute noch lebenden Menschensrassen seisten.

Zeitlich gieng dem Mousterien, zu dem auch die im letzt jährigen Appenzeller Kalender durch Herrn Emil Bächler in St. Gallen besprochenen Wildfirchlifunde gehören, das Acheuleen voraus, gleichfalls von Gabriel de Mortillet im Jahre 1869 so genannt nach einer reichen Fundstätte aus Feuerstein zugeschlagener, ziemlich großer mandels

Le Mouftier. Links vom Hause Fundort des Skelettes.

förmiger flacher Fauftfeile in Mordfrankreich, St. Achen l. einer Vorstadt von Umiens. Es ift dies eine Ber= feinerung der ältesten bekannten paläolithi= schen Kulturftufe, des Chelléen, so genannt nach den viel gröberen und dickeren Faust= feilen von Chelles an der Marne bei Paris, die schon der früheste Sammler paläolithi= scher Artefakte, der Franzose Boucher de Perthes, in den Jahren 1836—1841 in den Riefen und Sanden des Sommetales in großer Zahl gesammelt hatte, aber mit feiner Behaupt= ung, daß sie Artefatte

des Menschen darftellten, durchaus feinen Glauben fand, bis er endlich nach zwanzigjährigem unablässigem Kampfe mit seinen Joeen durchdrang.

In diese uralte, der zweiten hälfte der überaus langen, wie Prof. Albrecht Penck in Berlin sich ausdrückt, ein Mehrfaches länger als alle übrigen Zwischeneiszeiten dausernden vorletzten Zwischeneiszeit angehörenden Periode führt uns der hier zu besprechende neue Stelettsund aus Le Moustier. Zehn Meter unterhalb der klassischen Fundstelle von Lartet und Christy, am Fuße des Felsvorsprungs begann Herr Haufen mitseinen geschulten Arbeitern in einem Garten, aus dessen Ihm schon verschiedene Steingeräte des Acheulsen zugetragen worden waren, zu graben. Im September 1907 draug man in eine völlig mit Erde ausgefüllte Grotte, aus welcher in völlig underührten Schichten eine Menge typischer Faustseile des Acheulsen, neben Messern, Schabern, Bohrern, Schlagssteinen u. s. w. zu Tage gefördert wurden.

steinen u. s. w. zu Tage gefördert wurden. Um 7. März 1908 fielen dem Aufseher in 1,6 Meter Tiefe unweit vom Rande des Felsendaches einige Knochenfragmente auf die Schaufel, die er sofort richtig als von einem menschlichen Unterschenkel stammend erkannte. Der Anweisung gemäß machte er sofort Herrn Hauser Bericht, der die Anochenbruchstücke als vom Menschen herrührend agnoszierte. Sofort ließ er, bis tief in die Nacht hinein arbeitend, die Fundstelle hoch mit Erde bedecken, um die noch im Boden steckenden Reste des Skeletts vor den für

sie verderblichen Witterungs= einflüssen zu schützen.

Um von vorneherein allem fpäteren Zweifel und böswilli= gem Gerede von Unterschiebung des hier auszuhebenden Steletts vorzubengen, ließ Herr Saufer am 10. April in Gegen= wart einer Anzahl französischer Beamter und Werzte als Zeugen den genauen Tatbestand aufnehmen und das Sfelett soweit freilegen, daß der Schädel ficht= bar wurde. Darauf wurde von den Anwesenden ein offizielles Protofoll unterschrieben und hernach die Fundstelle wieder= um hoch mit Erde bedeckt und abgeschlossen. Mit der definis tiven hebung dieses einzigartigen Schatzes wurde gewartet, bis am 9. August auf die Ein= ladung von herrn hauser hin nach Beendigung des Frankfurter Unthropologen=Rongref= fes neun namhafte Anthropo logen und Prähistorifer aus

Deutschland eintrafen, deren Autorität dafür bürgte, daß die Ausgrabung der kostbaren Reste auf das Korrekteste

vor sich gehe. Beim Versuche ihrer Aushebung aus dem Boden zeigte

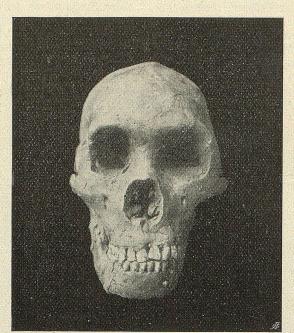
es sich alsbald, welch ungeheure Schwierig= keiten der überaus mor= sche Erhaltungszustand dieser uralten Knochen= reste bereitete, die bei der Freilegung zum größten Teile sofort zu Staub zerfielen. Nun wurde Prof. Herwurde Rlaatsch mann aus Breslau mit der äußerst heiklen Aufgabe betraut, davon zu retten was zu retten war. So wurden die einzelnen widerstands= fähigeren Anochenreste stückweise unter bestän= diger Feststellung der Zusammengehörigkeit und unter Fixierung des Bildes der gegen= seitigen Lage durch photographische Aufnahmen aus dem Boden losgelöst, zunächst an der Luft etwas getrochet, dann durch Durchtränkung mit Leim gehärtet und so transportfähig gemacht. Um 12. August war die überaus mühsame Aufgabe gelöst, die Knochenbruchstücke konnten sorgfältig in Watte eingewickelt die weite

Reise nach Breslau antreten, wo fie unter der fundigen Sand von Prof. Rlaatsch mit Zuhilfenahme von Plastilin zu einem Ganzen zusammengefügt wur= den. Am 5. November wurden die fostbaren förperlichenlleber= reste des weitaus ältesten uns erhaltenen Eiszeitmenschen von ihrem glücklichen Entdecker zu= erst im Hamburg, dann auch in Berlin und Frankfurt a.M. einer auserwählten Gesellschaft gezeigt und am 21. November hatte ich mit Herrn Emil Bächler von St. Gallen als einzige Schweizer, denen diese Kostbarkeiten samt den übrigen Fundobjekten aus jener Höhle gczeigt wurden, den großen Vorzug, diese einzigartigen Dofumente in Bafel, wohin fie für uns verbracht worden wa= ren, studieren zu dürfen.

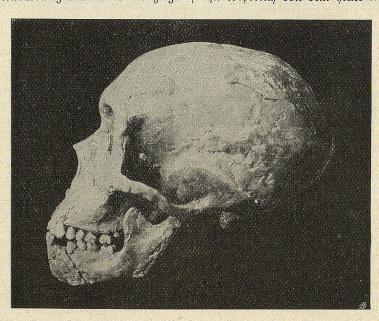
Als ich zuerst dem Schädel gegenübertrat, war ich gerade= zu verblüfft. Welche brutale

Stärke lag nicht in diesem Knochengerüst! Das war kein Wesen von unserer Art, das solch rohe Formen besaß! Zählen wir in Kürze die wichtigsten Merkmale auf, die ihn körperlich von dem heute lebenden Menschen unter=

schieden. Wir haben es hier mit einem etwa Indivi= 17 jährigen duum männlichen Ge= schlechts zu tun. Die Gelenkenden seiner Röhrenknochen waren nämlich noch nicht knö= chern mit den Schäften verbunden, feine Weis= heitszähne waren noch nicht durchgebrochen und anormalerweise war der linke untere Milcheckzahn noch vor= handen, während der bleibende Eckzahn weit darunter im Riefer stak. Seine Körperlänge betrug etwa 148 cm.; es war also dieser Men= ziemlich schenschlag flein. Auch der spätere Meandertaler war noch unter Mittelgröße,



Shabel des Acheuleenjagers (Borderanficht).



Shadel des Achruleenjägers (Seitenanficht).

während uns erst die letzten Vertreter der älteren Steinzeit, die nachweisbar vor etwa 20 bis 25,000 Jahren sebenden Mammut- und Kenntierjäger der frühen Nacheiszeit erst als hochgewachsene Menschen mit langen Gliedern entgegentreten. Diese kleinen Menschen der ältern Steinzeit besaßen einen langen Rumpf in Verbindung mit kurzen Gliedern. Besonders Vorderarme und Unterschenkel waren auffallend kurz und zierlich gebaut und standen in keinem Verhältnis zum enorm großen Schädel.

Zahlreiche, ja die meisten Merkmale scheint der jugendsliche Acheuleenjäger mit dem Neandertaler geteilt zu haben. Für beide war die sehr starke Krümmung der Speiche chasrafteristisch, einen Zustand, den wir bei keinem heutigen

Menschenstamme antreffen und den jener nur mit den Menschenaffen gemeinsam hatte. Un die letzteren erinnert auch der Bau der Beine, besonders des Knies. Der gedrungene Schaft des Oberschenkelknochens war auffallend nach vorne gefrümmt, im Durchschnitt rund, statt oval wie beim heutigen Menschen, und unten mit einem nach hinten verlängerten Gelenkfnorren versehen. Auch der Kopf des Schienbeins war stark nach hinten abgeknickt, ein pris mitiver Zustand, wie er uns bei den Affen entgegentritt, bei den Menschen aber nur in der Kindheitsstufe zu beobachten ift, während sich durchschnittlich im zehnten Altersjahre der Schienbeinkopf definitiv aufrichtet. Jedenfalls vermochte dieser niedrigstehende Ureuropäer, wie aus der Beschaffenheit des Aniegelenks mit untrüglicher Sicherheit hervorgeht, nicht mit völlig gestreckten oder gar durchgedrückten Anien zu gehen, sondern er gieng greisen= haft, mit leicht gebeugten Anien.

Von Bedenknochen und Wirbeln konnte bei diesem Funde trotz aller darauf verwandten Mühe durchaus nichts gerettet werden; doch fanden sich noch eine oberste Rippe und ein Schlüsselbein vor, die von zierlicher Gestalt und auffallend klein sind. Vom Kopf dagegen konnte glücklicherweise

das Meiste gerettet werden. Dieser Schädel ist in seiner Rekonstruktion in jeder Beziehung ein Unikum und ganz außerordentlich lehrreich. Un ihm tritt der Gehirnteil ganz zurück gegenüber dem schnauzenartig vorgeschobenen Rieferteil. Als Beweis dafür, daß das Stirnhirn, das Organ des überlegenden Verstandes, noch wenig entwickelt war, ift die Stirne überaus niedrig; über den Augen ift sie durch eine kleine Furche von den Knochenwülften getrennt, die wie bei den Menschenaffen in Form der sogenannten Ueberaugenwülste vorhanden waren. Durch sie murden die für jene Menschen wichtigsten Sinnesorgane, die Augen, vor Verletzung geschützt bei den grimmigen Kämpfen, die ihre Träger mit ihresgleichen und den Raubtieren als den Mit= bewerbern um die fleischliefernde Beute auszufechten hatten. Die gewaltigen Augenhöhlen deuten auf fehr große, jedenfalls dunkle Augen, die sehr weit auseinander lagen und eine breite, tief eingesattelte Nasenwurzel zwischen sich ließen. Auch die Nasenlöcher sind von gewaltiger Größe

und trugen im Leben eine überaus breite, flache Nase mit riesigen, mehr nach vorn als nach abwärts gerichteten quers gestellten Nasenlöchern. Es bestand darin wohl einige Aehnslichkeit mit dem Austraucger, der auch noch Reste der Uebersaugenwülste ausweist.

Unter dieser häßlichen Nase saß ein sehr breiter, wohl mit schmalen Lippen eingefaßt gewesener Mund mit Kiefern von einer geradezu stannenswerten Derbheit. Der überaus breite Gammen ist ganz flach wie bei den Menschenaffen. Der Stärfe der Kiefer entsprechend sind die Zähne sehr groß und mit langen Wurzeln versehen. Und zwar nehmen die Mahlzähne von vorne nach hinten an Größe zu, wäherend dies beim heutigen Menschen vielmehr umgekehrt ist

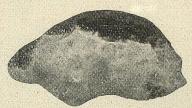
und sie die Reigung zeigen, immer schwäscher ausgebildet zu werden, so daß die Weisheitszähne meist nur noch schwach entwickelt sind. Sie zeigen sämtlich eine sehr starke Schmelzsältelung der Krone und sind von einer auffallenden jugendlichen Frische der Oberslächengestaltung, wie dies disher noch an keinem Schädel der ältern Steinzeit beobachtet wurde. Durch die starke Ausprägung von Innenhödern au den Schneidezähnen und durch Runzelung der Obersläche der Mahlzähne sind nahe Anklänge an die Verhältnisse vorhanden, die wir beim Neandertaler antressen.

Die bis singerbicken Aeste des Unterfiesers sind in Anlehnung an die Bildung derselben bei den Menschenaffen überaus langgestreckt und haben einen mehr nach hinten gelehnten schwachen Kronensortsatz und einen Gesensfortsatz mit kleinem Gelenksopf, im Gegensatz zum Neandertaler, dessen Kiefer viel kürzer waren und einen viel stärkeren, senkrecht gestellten Kronenfortsatz und einen viel größeren Gelenkkopf am Gelenksortsatz trugen.

Sine besondere Merkwürdigkeit des Unterkiefers ist seine absolute Kinnlosigkeit, die keine heute lebende Menschenrasse, mag sie auch kulturell noch so niedrig

ftehen, mehr aufweist. Statt wie beim heutigen Menschen vorzuspringen und die bekannte Spite zu bilden, flieht die Berbindungsstelle der beiden Rieferhälften jäh nach hinten und da, wo an deren Innenseite die die Zunge beim Sprechen bewegenden Musculi genioglossi sich ansetzen, ist das schwammige Gewebe des Knochens, wie durch Beleuchtung mit Röntgenstrahlen konstatiert werden kann, nicht von stär= feren Mustelzugbälfchen durchzogen. Aus diesen beiden Eigentümlichkeiten in Verbindung mit dem ganz flachen Gaumen fann mit Sicherheit der Schluß gezogen werden, daß das Sprachvermögen bei diesem Ureuropäer, wie auch noch beim Meandertaler, noch sehr wenig ausgebildet war. Erst beim Mammut- und Renntierjäger der frühen Nacheiszeit, jenem intelligenten Jäger, der in Lederzelten wohnte und an manchen Höhlenwänden jene auffallend charafteristisch und naturgetren dargestellten Tierbilder zum Zwecke ihrer Bezauberung, damit er sich ihrer auf der Jagd um so leichter bemächtigen könne, zeichnete, bildet





Fauftfeil und Rundichaber.

das Kinn einen rechten Winkel und erft beim Menschen der jungeren Steinzeit, ber bor 8 bis 5000 Jahren lebte, fpringt es wie bei uns ftark vor als Zeichen dafür, daß fein Sprachvermögen vollkommen entwickelt mar. Jedenfalls hatte der Urenropäer der vorletzten Zwischeneiszeit seinen Genossen noch nicht viel Mitteilungen zu machen, und für dieses wenige genügten furze, von erläuternden Geberden begleitete Ausrufe. Lettere fpielten bei ihnen eine viel größere Rolle als bei uns, die wir genan unsere Gedanken auszusprechen gelernt haben. Aber in den Ur= wäldern Brafiliens gibt es heute noch völlig in der Stein-

zeit lebende Jägerstämme, deren Lautsprache noch so unvollkommen ift, daß fie ohne die erläuternden Ge= berden nicht recht verstan= den werden fann, so daß fich die einzelnen Mitglieder nachts im Dunfeln nicht mehr zu verständi=

gen vermögen.

Nachdem wir so in Kürze die anatomischen Abfonderlichkeiten des Ur= europäers von Le Mouftier, den sein Bearbeiter Prof. Rlaatsch zu Ehren des Fundortes und des glücklichen Finders als Mousteriensis Homo Hauseri bezeichnete, qe= würdigt haben, können wir uns ohne Aufwand großer Phantafie feine äußere Erscheinung vor Augen malen, wie er als unsteter Sammler und Jäger in fleinen Trupps öfter hungrig als gefät= tigt das Land durchzog. Dieses gemeinsame Sungern ift für solche Trupps so charafteristisch, daß sie am besten als hungergemeinschaften be-

zeichnet werden. Das ift überhaupt die älteste Bezeichnung für das Wort Familie, das aus dem Lateinischen ftammt und mit fames, hunger, zusammenhängt. In diesen hungergemeinschaften gieng es einfach genug zu. Der Stärkfte war Anführer, der sich die schönste Frau und das Beste von der Beute nahm und nur vermöge seiner überlegenen Rörperfraft Unterordnung der schwächeren Hordenmitglieder

erzwang.

Wie alles Schwache ist dem Menschen auf solch niedriger Kulturstufe auch die Frau verächtlich. Ueberaus gefühls= hart und stumpf, allen Impulsen und Launen folgend, aber bei erfolgreicher Jagd die Beute untereinander teilend, ohne irgendwie an die Zukunft zu denken, war er eben ein armseliger Wilder von abstoßendem Aussehen, jedenfalls noch am ganzen Körper ftark behaart, von der Sonne gebraunt, ohne eine dunkle Saut aufzuweisen, die Saupt haare in langen, wirren Strähnen über das Geficht herabhängen laffend, bei seiner unreinlichen Lebensweise von Ungezieser bedeckt, das sichs in seinem Pelze wohl sein ließ. Da das Klima damals entschieden wärmer war als heute, trug er keinerlei Wärmeschutz. Erst später, als sich die Temperatur gegen den Beginn einer neuen Giszeit fenkte und kältere Winter fich einstellten, hieng er fich einen zottigen Pelz, den er einem Beutetiere abgezogen, um die Schultern, die behaarte Seite nach innen und die Fellseite zur Geschmeidigmachung mit den Zähnen weichgekaut und zur Abhaltung von Feuchtigkeit mit Fett eingerieben nach außen.

Sandgrube in Mauer bei Beidelberg, wo an der mit x bezeichneten Stelle der menichliche Unterfiefer gefunden wurde.

Als Hauptwaffe führte der Mann den rohen Holzknüttel mit sich, den er auch zum Werfen auf furze Entfernungen benütte, außerdem aber bereits den furzen, an der Spitze am Feuer gehär= teten Wurfspeer, während die Frau einen gegen einen Meter langen Stecken als Grabstock zu ihrer Ver= teidigung und als Uni= versalwerfzeug mit sich trug. Damit schlug sie nicht nur alle ihr in den Weg laufenden kleinen Tiere tot, um sich an deren Fleisch zu fättigen, sondern grub sie auch die zahlreichen ihr wohlbefannten, von uns Kulturmenschen, denen nahrhaf= tere Speisen zu Gebote stehen, verschmähten Anol= len und eßbaren Wurzeln aus. Durch die Mutter= schaft unbeweglich gewor= den, zog sie das Gerin= gere um feiner Stetigfeit willen dem Befferen vor, das die Männer durch die

Jagd liefern sollten, aber oft genug nicht lieferten. Denn obschon mit äußerst scharfen Sinnen begabt und alle Gewohnheiten der Tiere genau fennend und fleißig nach ihnen spähend, gelang es ihnen vermöge ihrer überaus armseligen Bewaffnung nicht allzu oft, Beute zu machen. Deshalb waren sie gezwungen, ihren Verstand anzustrengen und da, wo die rohe Gewalt der Arme versagte, List anzuwenden, um die ihnen bei der Armseligkeit der Pflanzenkost in nördlicheren Breiten erforderliche tierische Nahrung zu erlangen. So lernten sie mancherlei Schlingen legen, Fallen stellen, wie auch Fanggruben graben, in denen sich die übertölpelten Tiere fiengen, die dann von ihnen getötet und meist noch lebens= warm verzehrt wurden. Zur Aufbewahrung des nicht auf einmal zu bewältigenden Fleisches wurde es an schräg gestellten Stecken am Fener oder in der heißen Asche leicht

gebraten.

So überaus niedrig auch die Kultur dieses Ureuropäers war, so hatte er doch schon längst das Feuer, das er selbst an Reibhölzern zu entzünden gelernt hatte, in seinen Dienst gestellt zur Erhellung der Nacht und Vertreibung der Kälte und der im Dunkeln umgehenden bösen Geister der Verstorbenen, vor denen er sich wie alle Menschen auf niedriger Kulturstuse außerordentlich fürchtete. Außer Holzgeräten schlug er sich mit Geschick auch allerlei Verkzeuge aus Feuerstein zu, die er immer wieder durch neue ersetzte, da sie sich sehr rasch verbrauchten.

So bescheiben sein Sprachvermögen war, so konnte doch schon ein geistiger Austausch und eine Ansammlung von Erfahrungen stattfinden. Ja er besaß bereits die Ansänge

einer Religion und übte im Zusammenhang damit die Totenbestattung aus. Und gerade in der Feststellung dieser Tatsache ist der neue Fund von LeMoustier von der weitgehendsten Besteutung; denn kein Mensch hätte gedacht, daß ein so niedrigstehender, noch beisnahe ganz als Tier unter Tieren lebender Vorläuser des Menschen bereits solche Anschauungen besaß.

Anschauungen besaß. Zust vor Kurzem galt nämlich in der Wiffenschaft vorgeschichtlichen Menschen der Glaube, daß die Totenbestattung erst bei den Menschen der jungeren Steinzeit aufgekom= men sei. Diese Anschauung wurde berichtigt, indem in einzelnen Fällen eine ein= fache Totenbestattung auch beim Jäger der frühen Nacheiszeit, ja in einem Falle fogar beim noch älteren Jäger der zweiten Bälfte der letzten Zwischen= eiszeit nachgewiesen wer=

den konnte, indem in Brünn eine männliche Leiche mit Beigabe von einigen Amuletten und einem kleinen, roh aus Mammutelfenbein geschnitzten männlichen Götzenbild gefunden wurde. Daß aber diese Sitte schon in so außersordentlich früher Vorzeit beim Acheuleenjäger zu Ende der vorletzten Zwischeneiszeit bekannt war, ist eine große Uebersraschung für uns, die uns beweist, daß die Anfänge der menschlichen Kultur in weit höhere Zeiten zurückgehen, als man die dahin geglaubt hat.

Heute noch wie in der Urzeit ist der als Animismus bezeichnete Geisterglaube die niedrigste Aeußerung religisisfer Anschauungen. Auf die Ersahrungen des Traumslebens sich stügend, wonach bei dem wie tot im Schlase baliegenden Leib ein unsichtbares Etwas, das die alten Griechen als pneuma, die Römer als anima, d. h. Hauch, bezeichneten und das in übertragener Bedeutung auch Geist oder Seele hieß, weil es sich im Atem offenbarte, den

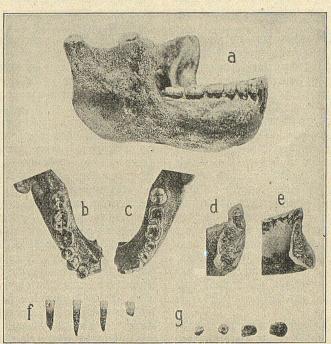
Körper vorübergehend verließ, um in ferne Gegenden, zu längst verstorbenen Freunden oder Verwandten zu schweisen und da die merkwirdigsten Dinge zu erleben, dachte man sich den im letzten Atemzuge entweichenden Geist des Toten zunächst in der Nähe des Leichnams, dann beliebigwo hausend und ein ähnliches Leben wie bei Lebzeiten des Körpers sührend. Mit diesen Totengeistern brachten die so naiven, kritissosen Wilden alle ihnen unbegreistichen Vorgänge um sie herum in Beziehung. Und wie wenig kannten sie den natürlichen Verlauf der Dinge und ihre ursächliche Versknüpfung! Da sollten übelwollende Geister alles Ungemach, Unwetter, Blitz und Donner, Krankheit, Tod und was sonst den Menschen Schlimmes treffen konnte, hervorrusen, wie sie andererseits hei ihs

wie sie andererseits bei ih= rem Gutgestimmtsein Glück auf der Jagd und Gelin= gen aller Unternehmungen überhaupt brachten. Deß= halb galt es, sich die Gunst dieser allmächtigen Geifter zu erringen, indem man die Leichen begrub und den noch darin haufenden Geift durch Mitgabe von Speise und Trank, wie auch Waf= fen und Werkzeuge für je= nes unfichtbare Leben in der Luft um die Menschen herum günstig gelaunt machte und auch später vor allen wichtigen Unterneh= mungen ihm Speise= und Trankopfer durch Aus= schütten auf den Boden darbrachte und sich den Erfolg durch Zauber erzwang. Schon der Acheuléen=

Schon der Achenleensjäger von Le Moustier war zweisellos mit Grabbeisgaben versehen bestattet. Er war allerdings noch nicht begraben, d. h. in die Erde eingesenkt, wohl aber an einen geschützten Ort auf

den Boden gelegt und mit zusammengescharrter Erde besteckt. Fa, die Unversehrtheit der hier gefundenen Leiche hat sogar die Vermutung aufkommen lassen, daß sie von einem Sippengenossen — bei unserem jugendlichen Individuum wird es wahrscheinlich die eigene Wutter gewesen sein — eine Zeit lang bewacht wurde, um die zahlreich umhersschweisenden hungrigen Raubtiere von dieser ihnen jedensfalls sehr willkommenen Beute abzuhalten.

Das Sfelett wurde in einer ums allerdings recht unbequem erscheinenden Schlafstellung gefunden, den Kopf nach rechts und etwas nach abwärts gewendet. Mit seinem Wangenteil ruhte es auf dem Ellbogen des nach hinten erhobenen rechten Arms, während der linke Arm nach vorne gestreckt war. Das rechte Bein war gleichfalls gestreckt, das linke dagegen stark im Knie gebeugt und etwas an den Leib angezogen. An der Stelle der nicht mehr vorhandenen linken Hand — also wohl einst in deren Höhlung gelegen —



Der in Mauer aufgesundene Unterkieser, a Seitenansicht, de von oben, d Kinndurchschnitt, e Durchschnitt des vorstehenden Kinns des heutigen Menschen, f die Schneidezähne, g die Mahlzähne von oben.

fand sich ein prachtvoll aus rötlichem Feuerstein zugeschlagener, über handgroßer mandelförmiger Faustkeil des Acheusleen, der schönste überhaupt der zahlreichen, alle denselben Thpus aufweisenden Faustkeile dieser Höhle. Nicht weit davon lag, offendar auch als Grabbeigabe, ein wundersvoller großer Rundschaber aus schwärzlichem Feuerstein. Ringsherum und teilweise mit den Stelettknochen vermischt fanden sich zahlreiche aufgeschlagene und teilweise mit Brandspuren versehene Tierknochen, und zwar des wilden Urrindes, von dessen Fleisch der hier bestattete Tote jedensalls auch sein Teil erhielt. Das Meiste davon aber scheint zur Bestreitung des Totenmahles von den Lebenden verspeist worden zu sein, die nicht ermangelten, die von ihnen abgenagten Knochen als eben so viele Beweisstücke ihrer Liebenden Fürsorge für den Totengeist über dem Leichnam zusammenzuwersen.

So wenig sorgfältig die Bestattung vor sich gegangen zu sein scheint, so konnte doch sestgestellt werden, daß dem Toten eine Art Kopfkissen aus flachen, sorgfältig ausgewählten und zusammengesetzten Feuersteinstücken erstellt wurde. Unter der Stirne lag eine geradkantig zugehauene Feuersteinplatte, gegen welche sich der Ueberaugenwulft so sest angepreßt hatte, daß in der dazwischen besindlichen Erde ein deutlicher Abdruck entstanden war. Gleichsalls ließ sich die Form der Nase an der umgebenden Erde erkennen.

Dieses Stelett von Le Moustier ist das weitaus älteste bisher in unberührten Schichten gefundene. Nach meiner auf dem internationalen Anthropologenkongreß in Köln im Juli 1907 auf genane Bestimmungen der Abtragung des Landes in der Mittelschweiz und anderswo sußenden Bestimmung der Dauer der verschiedenen Abschnitte der Eiszeit, die insgesamt anderthalb Millionen Jahre dauerte, müssen diese Ueberreste etwa 400,000 Jahre alt sein, während die Stuse des Neandertalers mehr als 300,000 Jahre von der Gegenwart zurückliegt. Das sind Zeitsabschnitte, von deren Länge wir uns keine rechte Vorstelslung machen können.

Noch viel älter sind aber die auf uns gekommenen Zeugen der menschlichen Kultur in Gestalt der vom Vorläufer des Menschen grob zugeschlagenen und zu mancherlei Hantierung gebrauchten Werkzeuge aus Feuerstein. Es sind dies die als Colithen, d. h. Steine der Morgenröte der menschlichen Kultur bezeichneten allerältesten Werkzeugsthen, deren Benützungsspuren sich nur dem Kenner erschließen, dann aber auch mit aller nur wünschenswerten Sicherheit Kunde davon geben, daß sie von einem Wesen mit überlegendem Verstande roh zugeschlagene und als Wertzeuge gebrauchte Steinsplitter darstellen können.

Diese Golithen, deren Werkzeugcharakter der verdiente Brüsseler Geologe A. Autot zuerst einwandsrei sestzustellen vermochte, gehen bis zur Mitte des Tertiärs, nicht nur ins Miocän, sondern sogar ins obere Oligocän zurück, wie im Sommer 1907 der Fund von Dr. de Munck in den Hautes Fagnes von Belgien beweist. Die dießbezügslichen, zuerst mit größtem Unglauben entgegengenommenen Nachrichten sind vollkommen bestätigt worden. Diese Schichsten mögen reichlich acht Millionen Jahre alt sein; so unsgeheuer weit zurück lassen sich die ältesten Spuren der Anwesenheit des Menschenvorsahren in Europa nachweisen.

Aus so unworstellbar alter Zeit dürfen wir nicht ers warten, menschliche Stelettreste zu finden, es müßte denn

ein ganz wunderbarer Glücksfall eintreffen. Daß folches immerhin möglich wäre, das beweist ein neuer, eben erst zur Beröffentlichung gelangter Fund, der nicht minder als derjenige des Urmenschen von Le Moustier unser höchstes Interesse verdient. Es ist dies der Unterkiefer des noch älteren Menschenvorfahren aus den Sanden von Mauer bei Heidelberg, deffen Beschreibung der Dozent für Anthropologie an der Universität Heidelberg, Dr. Otto Schötensack, soeben veröffentlicht hat. Dieser Fund geschah am 21. Oktober 1907 in einer an Tierknochen reichen Sandgrube des Herrn Rösch in der Gemarkung Grafenrain des Dorfes Mauer, 10 km. füdöstlich von Beidelberg. Sier fiel in 24,1 m. Tiefe einem Arbeiter ein höchst merkwürdiger Unterfieser auf die Schaufel, der erst beim Hinfallen auf die Erde entzweibrach. Auf seiner linken Zahnreihe war ein 6 cm. langes und 4 cm. breites Kalksteingeröll durch eine Ausscheidung von kohlensaurem Kalk verkittet. Am Tage nach deffen Entdeckung eilte Dr. Schötenfack herbei, um den Fund einzusehen und ein genaues notarielles Protokoll aufnehmen zu lassen. Er ließ auch mehrere Tage hindurch die Fundstelle und deren Umgebung daraufhin untersuchen, ob nicht noch mehr Ueberreste der Art zu finden seien. Nichts dergleichen fam zu Tage, aber man hatte früher schon allerlei tierische Anochenüberreste in den Schichten, die den merkwürdigen Unterfiefer bargen, gefunden, die erwünschte Auskunft über das annähernde Alter desselben gaben. Es waren dies besonders Knochen des etrustischen Nashorns, des Stenoschen Pferdes und bes Urelefanten, alles Tieren, die am Ende der Tertiärzeit, vor Beginn der Eiszeit gelebt hatten. Es müffen also diese Schichten nach der oben mitgeteilten Feststellung ein Alter von reichlich anderthalb Millionen Jahre aufweisen.

Als das Resultat seiner äußerst gewissenhaft durchge= führten Untersuchung stellte Dr. Schötensack fest, daß dieser Unterfiefer einem Vorfahrenstadium des Menschen angehörte. Durch die Kombination primitiver Merkmale über= trifft er weitaus alle bisher gefundenen Unterfiefer. "Dieser Riefer", fagt er, "läßt den Urzustand erkennen, welcher dem gemeinsamen Borfahren der Menschheitzukam. Dieser Fund bedeutet den weitesten Vorstoß abwärts in die Morpho= genese des Menschenskeletts, den wir bis heute zu verzeichnen haben. — Angenommen es würde ein geologisch noch älterer Unterfiefer aus der Borfahrenreihe des Menschen gefunden, so stünde nicht zu erwarten, daß er viel anders aussehen würde, als unser Fossil, das uns bereits zu jener Grenze führt, wo es spezieller Beweise bedarf (wie hier des Gebiffes), um die Zugehörigkeit zum Menschen darzutun. Noch weiter abwärts fämen wir zu dem gemeinsamen Uhnen fämtlicher Primaten. Solch einem Unterkiefer würden wir die Vorfahrenschaft zum heutigen Menschen wohl kaum noch ansehen können; seine Beziehung zu unserem Fosfil würde aber bestimmt erkennbar sein."

Die beiden Funde, von denen hier berichtet wurde, gewähren uns eine überaus wertvolle Bestätigung dessen, was die Wissenschaft aus vielen andern Tatsachen schon längst betreffend die Urahnen des Menschen anzunehmen berechtigt war; wie ungeheuer langer Zeiträume es bedurste, um die Uhnen des Menschen zu eigentlichem Menschentum zu erheben, und wie überaus lange es währte, bis aus diesem noch tieser stehenden Wesen der Kulturmensch von heute sich entwickelte.